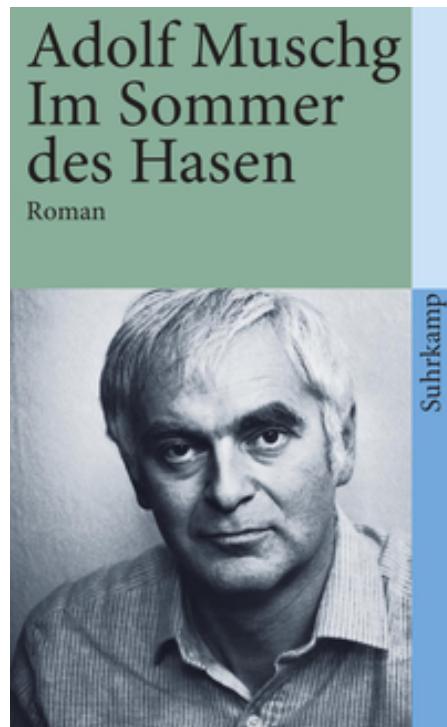


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Muschg, Adolf
Im Sommer des Hasen

Roman

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 263
978-3-518-36763-6

suhrkamp taschenbuch 263

Adolf Muschg erzählt in seinem ersten Roman *Im Sommer des Hasen* » fingierte Erlebnisberichte von Personen, denen der Autor mittels von Reisetipendien eines schweizerischen Industrieunternehmens das Geschenk eines japanischen Sommers bereitet ... Jeder der Ausgewählten fährt allein. Am Ende der Reisezeit findet man sich in ›Yasumija am schönen Towada-See‹ zusammen; Gruppendynamik ist wirksam; Herr Bischof, der Werbechef, sammelt die Aufsätze ein. Dann trennt sich die Gesellschaft; einer gibt sich den Tod, ein anderer bricht zwischen Tokio und Zürich in ein anderes Leben aus, die übrigen reisen einzeln in ihr Land zurück. In einem von ihnen hat Herr Bischof seinen Nachfolger, den künftigen Werbemanager der ›Inauen Suisse‹, gefunden ... Unter den Geschichten der Japan-Reisenden, die der Erzähler in seinen Bericht an den Freund verwebt, findet sich eine Liebeserklärung von großer Anmut und Traurigkeit. Man wird sie nicht wieder vergessen. Vergessen könnte man das Mädchen Yoko oder den Schweizer Literaten, den sie liebt, der nicht mehr frei ist; unvergänglich bleibt die Aura ihrer Liebe ... Walter Benjamin, gäbe es einen Roman von ihm, müßte er ihn so geschrieben haben.«

Peter Horst Neumann, FAZ

Adolf Muschg wurde im Mai 1934 in Zollikon bei Zürich geboren. Er studierte Germanistik, Anglistik und Psychologie. 1959 promovierte Muschg mit einer Arbeit über Ernst Barlach. Danach lehrte er in Zürich, Tokio, Göttingen, Ithaka, N. Y. und Genf.

Adolf Muschg
Im Sommer des Hasen

Roman

Suhrkamp

Umschlagfoto: Isolde Ohlbaum

suhrkamp taschenbuch 263

Erste Auflage 1975

© 1965 by Peter Schifferli Verlags AG »Die Arche«, Zürich
Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung der

Peter Schifferli Verlags AG »Die Arche«, Zürich

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages

reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Books on Demand, Norderstedt

Printed in Germany

Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski

ISBN 978-3-518-36763-6

11 12 13 14 15 16 - 15 14 13 12 11 10

... nicht Werbung um ein endlich noch Erreichtes

R. M. Rilke

Der alte Hase läßt sich nicht so leicht überlisten und rettet sich, wenn er gesund und bei Kräften ist... fast regelmäßig durch die Flucht. Dabei sucht er durch Widerhaken und Hakenschlagen, welches er meisterhaft versteht, seinen Feind zu übertölpeln. Nur wenn er vor raschen Windhunden dahinläuft, sucht er einen andern vorzustoßen und drückt sich in dessen Wohnung, den vertriebenen Besitzer kaltblütig der Verfolgung überlassend, oder er geht gerade in eine Herde Vieh, fährt in das erste beste Rohrdickicht und schwimmt im Notfalle auch über ziemlich tiefe Gewässer.

Dietrich aus dem Winckell
in: Brehms Tierleben

Die Speisekarte ist robust und fleckig; sie ist seit Wochen im Dienst. Hier wechselt die Küche nicht mit dem Mond. Die kalten und warmen Speisen, Nachtische und Erfrischungen, die reellen und die besseren Weine folgen einander wie die Sätze im Evangelium; sie sind alle, bis auf die durchgestrichenen, zu haben, und für diese sind einige neu mit Tinte hinzugefügt, so daß, im ganzen gesehen, die Karte ebenso reich bestückt ist wie damals, als Gebr. Bachofen, Neukirch, sie druckten. Ich verweile vorbeugend bei diesem Schriftstück, damit du dich nicht wunderst, wenn ich an einer schwachen Stelle meines Berichts aus Versehen oder Erschöpfung daraus

zitiere, denn sein Einfluß auf diese Arbeit ist ungeheuer. Es bildet mein ausschließliches Studium, wenn ich esse — du weißt, ich kann zum Essen nicht anders als lesen, und die Zeitungen und Zeitschriften des «Falken» sind um diese Stunde regelmäßig besetzt, bis auf einen humoristischen Kalender, ein Organ für Schnittmuster und die Drogisten-Illustrierte.

Ich esse spät, und so verdunkelt sich auch der Blick durchs Fenster bald, ein ruhiger Blick ohnehin, denn der Platz, auf den ich erst zufällig geriet, der mir inzwischen fast angestammt ist, liegt einer Scheunen-Passage zu, verschwommen gelblich erleuchtet von einer um die Ecke liegenden Straßenlaterne; je mehr das Fenster mir zur Seite sich verdunkelt, desto stärker beginnt es zu spiegeln, entrückt mir das Vermouthplakat an der Scheunenwand gegenüber und läßt dafür — mein Winkel ist günstig — eine aufs Glas gemalte Schrift hervortreten, die etwas zerlaufen, aber im Sinne ländlichen Geschlechtsverkehrs zu deuten ist; sie hat viele Waschungen überlebt. Ich habe wenig andere Aussicht beim Essen: manchmal läuft zwischen meinem kauenden, immer stärker gespiegelten Gesicht und dem beinahe wegretouchierten Vermouthplakat an der Scheune ein Schatten vorüber, wahrscheinlich der Hund des Besitzers. Man sitzt nirgends einsamer als nach Tische beim Einnachten in einem überfüllten Dorfgasthof. Die Stubengeräusche, ohnehin vom Täfer gemildert, halten einen merkwürdigen Abstand wie bei leichtem Fieber oder als säßest du im Hohlraum unter einem gleichmäßigen Wassersturz, ausgespart, lebendig übergossen, kaum mehr lebendig. Der runde gerötete Arm der Servier-tochter langt hindurch; man versteht die Worte, aber das ändert nichts, sogar das Lächeln bleibt diesseits und jenseits.

Im unverrückbaren Schein liegt nur die Speisekarte, mit einem runden Lichtrand vom Lampenschirm durchzogen: die besseren Weine haben direktes Licht, die reellen gefiltertes mit einer Ahnung von Tüllmuster darüber gehaucht. Ich behalte die Karte bei mir, schiebe sie kaum beiseite, wenn ich die Arbeiten meiner Abende auskrame; unerwartet scheint sie mir immer wieder aus diesen japanischen Papieren hervor, meine Aufgabe erhellend, die du mir nicht aufgegeben hast, nahrhafte Stichwörter liefernd, die ich nicht brauchen kann. Ich schreibe nun einmal nicht ohne Ablenkung; ich lebe nicht ohne. Ich ärgere mich über sie wie über meine Nachbarn, die mit geöffneter Weste Runde um Runde ihres Spiels klopfen, hämmern, daß mir die Feder rutscht, mich zwingen, wider Willen ihren Kehllauten nachzuhängen, Trümpfe zu zählen, die mich nichts angehen; aber ich ärgere mich mit meinem Einverständnis, ich schaudere beim Gedanken, den Tisch zu räumen. Speisekarte und brüllende Fünfzig vom Schellen Ober, Hundewedeln an meinem Schienbein und Wunschkonzert, klingelndes Kleingeld unter einer Schürze und Rotweinreflex an der Decke — das ist die Mücke im Auge, ohne die ich nichts sehen kann. Du hast dich manchmal über meine Lebensform gewundert; es ist die blinzelnde oder schieelende. Ich nehme wahr, indem ich etwas beiseite blicke — du kennst den Trick aus der Betrachtung des Sternenhimmels.

Die Speisekarte beim Essen lesend, vergesse ich, was ich esse; die bescheidene Fülle an Möglichkeiten fortkostend, lasse ich den wirklichen Bissen ungerühmt im Munde vergehen. Was wird es gewesen sein; später erst fange ich an, den sterbenden Geschmäcken nachzuhangen, zwischen kleinen Kaffeeschlucken, die sie schwach aktivie-

ren — Spuren von Kräuterbutter, Rosmarin, auch nicht Gehabtes und längst Vergangenes:

Weißt du noch, was das ist, Maguro-sushi? In kleinen Lokalen bekommst du es: milden rohen Fisch, röter als lachsrot (es ist nicht Lachs) auf einem Bissen Reis, den man zuvor mit beißender Wurzel begrünt hat. Der Bissen müßte nach der Wurzel schmecken; er schmeckt nach Weichheit und Liebkosung, die durch jene Spur gleichsam glühend wurde. Es ist, als ob sich die Zunge einer Meerjungfrau auf deine Zunge legte.

Am zweiten Abend in Tokyo nahm mich Akinori in ein Sushi-Lokal mit. Wir hatten eine dieser Veranden für uns, über einem winzigen, vollkommen finstern Garten; die Wirtin kniete bei uns und plauderte mit Akinori, meist über mich. Ich war müde und betrachtete die Speise. Ein halbes Dutzend fleischfarbener Bissen war in der schwarzen Lackschale zum Stern geordnet. Alle waren makellos, samten fast ohne Struktur; nur einer hatte einen Fleck geronnenes Blut und an der Seite einen Besatz silberner Faser. Mit den Stäbchen arbeitend nahm ich dem Stern, mühsam, doch die Wirtin entzückend, Strahl um Strahl weg; jenes eine Stück mit dem Fleck versparte ich auf den Schluß, wo sich ein Vorwand finden würde, es übrigzulassen. Aber je länger ich kaute, diese schmelzende Stille aus kühlem Fleisch im Munde bewegte, desto deutlicher ging mir auf, daß ich den Fleck versuchen, den Stern erschöpfen müsse. Die Schale war dafür gemacht, am Ende leer zu sein. So nahm ich auch das letzte Stück. Es schmeckte anders, zäher, wässriger, nach bitterem Eingeweide, nach dem Tod der Fische. Die ersten Stücke waren seidenglatt gewesen; das letzte beschönigte nichts. Ich kostete meine Neugier darin aus, meinen Ekel und eine Fremde, die

nichts damit zu tun hatte, daß mir das Gericht unvertraut war. Ich war mit der Zunge einen Augenblick über die Grenze der Fremde hinausgestoßen; ich hatte eine furchtbare Heimat berührt. Die Wirtin betrachtete mein Gesicht und nickte. Sie hatte mich geprüft, sie hatte mir eine große Aufmerksamkeit erwiesen. Das war ein Lokal gewesen — Akinori hätte es beim Weggehen nicht betonen müssen —, in dem nichts sorglos getan wird.

Hier hast du den braunen Fleck, in den für mich Japan zusammengeronnen ist. Laß dich erinnern, wozu ich sonst in diesem Lande war. Wir haben es vor einem Jahr nach dem Empfang für den japanischen Wirtschaftsminister besprochen; wir sassen in kleinem Kreis auf meinem Dachgarten, Lulu war damals noch dabei. Die Idee war deine, aber du hast mir freie Hand gelassen und im Gedränge der letzten Monate die Übersicht wohl ein wenig verloren. Es ging damals um folgendes: *Inauen Suisse* feiert nächstes Jahr das hundertjährige Bestehen unserer Vertretung in Japan. Dieser Termin fällt beinahe zusammen mit der Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen beiden Ländern, der unsere Handelsmission — wir waren nach der Öffnung Japans die ersten auf dem Platz — den Weg bereitete. Dein Großvater Charles Inauen wurde am 2. Februar 1863 von Prinz Ito dem jungen Kaiser vorgestellt und baute für ihn eine Förderanlage im südlichen Kyushu, ein Walzwerk daselbst und — nach gehörigen Studien — den ersten mechanischen Reisdrescher. Von einigen Missionaren abgesehen, waren wir hier die Schweiz, und das Konsulat wurde von Inauen im Ehrenamt betreut, bis die eidgenössische Berufsdiplomatie nachkam. Soviel ich weiß, hast du noch selbst in den Dreißigerjahren in Kobe einige Zeit Konsul gespielt. Das eidgenössische Jubiläum

ist also eigentlich *unser* Anlaß. Wir erwogen, ihn durch Herausgabe einer Festschrift zu begehen. Das ist üblich, wenn auch nicht eben originell. Ich schlug dir eine Stiftung zur Förderung ostasiatischer Studien und Sammlungen vor, aber das war dir zu unübersichtlich und verhieß wenig optischen Nutzeffekt. Wir gelangten zu diesem Kompromiß: ein halbes Dutzend junger Schweizer Schriftsteller reist mit einem Charles-Inauen-Stipendium für ein halbes Jahr nach Japan. Sie haben nichts zu tun, als ihre eigenen Projekte zu fördern und dem Land zu begegnen. Einzige Auflage: sie schreiben eine Arbeit mittleren Umfangs für uns, deren Gegenstand im weitesten Sinne Japan sein muß. Diese Aufsätze werden in einem Band gesammelt, der etwa unter dem Titel: «Das Kreuz in der Aufgehenden Sonne» in einem der Verlage herauskommt, wo wir, dank deiner aufgeschlossenen Kulturpolitik, die Aktienmehrheit besitzen. Einer unserer arrivierten Schreiber, möglichst mit japanischem background, macht uns den Vorspann, und die Widmung lautet schlicht: Für Charles Inauen — den schweizerischen Entdecker Japans. Die Selektion der Kandidaten überließest du mir.

Der Rest könnte jetzt Schöne Literatur sein. Ich habe vor drei Wochen, Halt machend zwischen Portland, Ore und Hong Kong, die sechs jungen Leute in Japan gesehen, mir berichten lassen und ihre Beiträge eingezogen. Ich könnte dir die Photokopien kommentarlos beilegen, mich verlassend auf dein persönliches Interesse für Japan und für Förderung des schreibenden Nachwuchses. Das schiene mir aber doch ein zu schwacher Appell. Der Grund, weshalb ich diese paar Aufsätze jeden Abend im «Falken» auslege, sogar die Speisekarte damit bedecke, damit sie mir unverhofft wieder hervorleuchte, nahrhafte Ablenkung spendend; der Grund

für eine zeitraubende und an humanistische Vorbilder erinnernde Kompilier- und Kommentararbeit, auf die das Servierpersonal von jenseits des Wasserfalls schiefe Blicke wirft — dieser Grund ist ein weidmännischer. Ich scheuche dir aus jenen Werken und Tagen in Japan einen Menschen auf. Ich jage einen Kopf für *Inauen Suisse*.

Es gibt keinen bestimmten Weg, du weißt es, auf dem einem Unternehmer die Leute meines Faches begegnen. Du hast mich gefunden im Schloß Baldwyl, anlässlich einer Führung für deine Freunde von Thyssen, die du — es war noch vor der Währungsreform — zu einem working weekend ins Bad Stutzen eingeladen hattest. Die Herren besuchten das Schloß, damit kein kulturelles Versäumnis sie belaste; ich war Student der Geschichte und verdiente mein Taschengeld, indem ich die Fresken erklärte. Sie waren, wie der Rittersaal selbst, Werke des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Ein Professor Töpl hatte sie im Auftrag des Schloßherrn, Philanthropen und Südseeforschers von Mützinger erstellt. Der Baron muß ein schwersinniger Mann gewesen sein, denn er ließ sich in allen fünf Schlachten, mit denen der Professor die dafür vorgesehenen fünf Bögen zierte, auf die verlierende Seite malen: auf gebäumtem Roß neben Herzog Leopold bei Morgarten wendend; ein blutiges Banner raffend hinter der Siechenmauer von Sankt Jakob; abermals blutüberströmt als Schwyzert Landammann bei Marignano, wobei das gestärkte Kreuz auf der Brust sorgfältig vom Blutstrom ausgespart wurde; das Kreuz wieder im Stich lassend, wo es galt, als einfallender Franzose bei Neuenegg unter die Hufe anstürmender bernischer Dragoner zu geraten. Vom fünften und mittleren Bild ist mir nur geblieben, daß der Baron, ver-

klärte mit Schnauz und in bläulichem Flattergewand, über einem letzten Schlachtfeld schwebte, das diesmal wohl höheren, allegorischen Sinn hatte. Der Baron wurde denn auch kurz nach Vollendung der Wand abberufen, und seine Erben verkauften das Schloß dem Kanton, der es in den Dienst der Sozialfürsorge stellte und mit geschädigten Mädchen bevölkerte, unter Aussparung des Rittersaals und der Kapelle, die öffentlich zugänglich blieben. Ich bin mir nicht bewußt, auf die Seltsamkeiten der Gemälde, auf den Entwicklungsgang des Schlosses anders als diskret hingewiesen zu haben. Ich vermied jede billige Desillusion, betonte weniger das geringe Alter der Fresken als ihre historische Treue und ihren patriotischen Wert, würdigte auch den Wunsch der deutschen Herren, vom Altan aus einen Blick auf den Anstaltsgarten und die noch älteren Teile der Befestigungsanlage zu gewinnen. Ich tat meine Pflicht. Du aber mußt aus meinen Bemerkungen etwas herausgehört haben. Du fragtest mich unter der Linde beim schmiedeisernen Tor nach meiner Adresse, wir sprachen uns, und übers Jahr war ich Werbechef der *Inauen Suisse*.

Ich bereue nicht, die Universität noch vor dem Abschluß verlassen zu haben. Mein Ressort allein verfügt heute über das Doppelte eines mittleren Universitäts-états. Unser Nachwuchsproblem scheint entsprechend leichter lösbar. Es würde uns wenig kosten, diesen oder jenen Psychologie- oder Soziologie-Professor in die Werbung zu übernehmen. Damit ist es leider nicht getan. Unser akademisches Personal ist fast ausnahmslos mit dem falschen Wasser gewaschen. Diese Leute sind im Gewächshaus groß geworden; wenn sie den Schritt in die freie Wirtschaft überleben, so suchen sie sich darin

instinktiv wieder einen windgeschützten Platz aus. Das heißt: sie versamen schlecht; du brauchst viel Zeit, sie künstlich zu befruchten, ohne dabei ihrer Empfindlichkeit nahezutreten. Sie haben wohl Einfälle, aber die sind fein und starr; der wirtschaftliche Organismus, dem sie aufgesetzt werden, sympathisiert nicht mit ihnen, er stößt sie mit der ersten Bewegung ab. Den geborenen Werbemann erkennst du daran, daß seine Modelle in der Projektion schärfer werden; im Bild aber, das sich der Akademiker vom Markt macht, erkennt sich der Markt nicht, es müßte ihm erst erklärt werden, und darauf wartet er selten. Der Akademiker ist der unangewandte Mensch, dessen habituelle Not nur gerade in seinem Kreis als Tugend gilt; ziehst du ihn aus diesem Kreis, so entblößest du ihn und verwickelst ihn in Widersprüche, die ihn für dich unbrauchbar machen. Seine Psychologie ist die des Privatmannes, der sich durch eine wissenschaftliche Betätigung das Recht verschafft hat, ein solcher zu bleiben. Es ist ihm gelungen, Behagen und Prestige unter einen Hut zu bringen. Sein Stand hat ihn von vielen Bedürfnissen entfernt, die er nicht teilt, aus Statusgründen nicht teilen darf. Wie soll er sich von heute auf morgen in jenem flimmernden Halbdunkel bewegen, wo Bedürfnisse geweckt und gemacht werden? Setze ihn aus unter die wilden Tiere der Wirtschaft: plötzlich wird seine Bildung nicht mehr genügen. Die soziale Phantasie, die nötig wäre, um hier zu überleben, um hier als Dompteur mit Glanz zu leben, die hat er nicht. Er hat von der Öffentlichkeit, auf die wir ihn ansetzen, einen spekulativen, also romantischen, also keinen Begriff; anderseits ist es ihm erspart geblieben, Privatmann in einem kühnen, exponierten, gefährlichen Sinne zu sein — kurz, er ist ein ungenügender Kenner und ein ungenügender Träumer, in jedem Stück das Ge-

genteil zum praktischen Mythologen, den der Job verlangt. Wir beschäftigen unsere Universitätslehrer hauptsächlich in der Repräsentation, aber auch da haben sie ihre Mucken. Der awe value, den sie bestenfalls verbreiten, ist bei manchem unserer Partner — besonders amerikanischen — kreditschädigend; man will den Lebensstil des andern durchschauen können, mit seinen Gewohnheiten auf du und du stehen. Der Eierkopf befremdet und kühl ab, man haut ihm nicht auf den Rücken, er fühlt sich immer an wie ein Diplomat, der aus Berufsgründen ein öffentliches Haus betreten muß.

Wir haben genug nicht-akademisches Personal, anti-akademisches, um genau zu sein, junge Männer mit Augustusfrisur und alten MGs, die Kerouac und Mary McCarthy lesen. Sie sind zwar verheiratet, aber mit einer Kunstgewerblerin; sie kennen die Bücher und haben trotzdem Kinder in erstaunlich rascher Folge. Ein Häuschen mit Flachdach und Gartengrill finanzieren sie durch Bodenspekulation. Sie tragen zynisch und schaffen Kontakte, sie haben *den* Einfall und machen dir alles, Texte und Grafik, Parties und Betriebsausflüge, Orgelabende, Werbefilme und Interviews. Alle sind smart, gar nicht wenige fromm; die dunkle Brille tragen sie auch im Büro. Ihr Lebensstil erlaubt ihnen, frei zu sein von Ressentiments gegenüber der Sphäre, aus der sie kommen, der gutbürgerlichen. Daß sie beinahe alles gesehen haben, täuscht sie leicht darüber hinweg, daß sie so gut wie nichts erleben; sie sind Snobs der netten Sorte, chronisch munter und rasch gelangweilt. Sie leben davon, daß sie einen begrenzten Satz von Klischees so oder anders arrangieren, wobei diese Kombination für schick gilt, jene für veraltet; der Konsens, auf dem eine Mode beruht, ist keineswegs mystisch, son-

dern durchschaubar und leicht zu steuern. Ich habe mir manchmal den Spaß gemacht, etwas zu tragen, von Lulu tragen zu lassen, was die Jungen aus der Fassung brachte, weil es ihrer letzten Leitkonvention widersprach, aber fix wie sie waren, bauten sie um und trugen wie ich. Ich verkaufe ihnen einen neuen Haarschnitt, die Farbe Rosadunkel oder den Jeremias Gott helf, wann du willst; ich sage dir jeden Monat im Jahr blind auf, was sie bei sich an die Wand hängen und was sie im Bett ausprobieren. Sie halten sich für avantgardistisch, weil sie den Prozeß nicht durchschauen, dessen kalkulable Produkte sie sind; sie sind vom gleichen Zeug wie der Markt, den sie zu lenken glauben; sie personifizieren die Ware, die sie an den Mann bringen. Du siehst sofort, inwiefern sie für die Firma von Wert sind: wie sie pfeifen, so wird der Verbraucher tanzen; an ihnen teste ich das schlummernde allgemeine Bedürfnis, das sie um so leichter wecken, als sie es selbst empfinden; sie sind gleichzeitig Instrument und Versuchsperson der Marktforschung. Ihr geringes spezifisches Gewicht ist ihre Tugend; wie Korken werden sie immer an die Spitze der Strömung gespült. Es ist auch sonst lustig, diese jungen Leute zu haben. Ihre Existenz, dekorativ und durchsichtig wie sie ist, gibt dem Unternehmen, das sich solche Komparserie leisten kann, ein keckes und jugendfrisches Ansehen. Sie werben für die Firma weniger durch das, was sie tun, als dadurch, daß sie da sind, durch ihre quantitative Gegenwart, ihre Choreographie. Sie gehen unseren Transaktionen voran wie ein Pagenschwarm dem regierenden Fürsten, und wenn ihr sie fragt, so haben sie den Fürsten gemacht.

Du siehst, wie schwer leitende Posten im Fach PR zu besetzen sind. Der Akademiker fällt aus, weil er den

Markt nicht riecht, der modische Praktiker, weil er mit der Nase darin steckt. Wie sieht der rechte Mann aus? Ich gebe dir eine Robotskizze, die unvollständig und leider von häuslicher Erfahrung nicht frei ist. An einigen Milieuschäden, die meiner Skizze sonst anhaften, mußt du vorbeisehen, denn dies ist der zweite Tag meines Kopfjägerberichts, ein Tag, wie ihn der Herr im Geiz erschaffen hat, Landregen spendend und mit der Sonne erst vor Untergang herausrückend, einem blutigen Dukaten, den der Walserberg jetzt vor meinen Augen mit Tannenzähnen wegfrisst — ein Tag, an dem ich mir auch den «Falken» aus dem Kopf schlagen mußte, denn er ist wegen Reinigung geschlossen, ohne Gewähr, daß die Schrift am Fenster diesmal verschwände. Ich vermisste viel, wenn ich nicht ange-sichts der Vermouthreklame, der möglichen Hunde-schatten im spiegelnden Fenster schreibe. Ich vermisste den vaterländischen Dunstschleier, an dem ich, hinterm Wassersturz paffend, mitwirke; ich vermisste den Druck des Personals, die Vorschriften der Ablenkung, verkör-pert in der Speisekarte, die mir Anlaß geben, mich zu-sammenzunehmen. Dafür kommt der Mond nicht auf, der sich, ohne voll zu werden, über dem Dorfe Herm-lingen durch Wolkenpapp frisst. Von Mücken ange-flogen, die das Schmauchen des Weihrauchbündels (Lo-tus) zu blutigen Trotzleistungen ermuntert, und im ungenügenden Licht jenes Mondes sehe ich den PR-Mann so:

Herkunft: kleinbürgerlich. Sein Vater ist nicht gerade Steuerbeamter oder Papeteriebesitzer, sondern etwas akademisch Angehauchtes, ein schrulliger Kopf, ein Mann mit einem Geheimfach, ein Primarlehrer, der C. G. Jung gelesen hat, ein malender Bibliothekar, ein Apotheker mit einer Blindschleichensammlung, oder

noch besser: lassen wir den Vater früh gestorben sein. Die Mutter wäscht, zum Beispiel. Der Sohn lernt die Notdurft kennen, zusammen mit dem Zwang, sie zu kaschieren, weil es eine Schande ist, zu bedürfen; weil man Maßstäbe mitbekommen hat, die einen verpflichten, sich über das nackte Bedürfnis zu erheben; weil also die Befriedigung von Bedürfnissen niedrig macht. Merke wohl: diese Psychologie findest du weder beim Arbeiter noch beim saturierten Bürger. Beiden ist die Befriedigung von Bedürfnissen spannungslos und selbstverständlich. Nur der zwischen Stuhl und Bank Geborene hat ein gebrochenes Verhältnis zu ihnen, der kleine Mann, der möchte und nicht darf. Der kategorische Imperativ, das habituelle Schuldgefühl, die Onanie als Weltgericht, das kommt nur in dieser Sphäre vor; denn unser junger Mann wird dir immer wieder zusammenbrechen vor dem Maßstab, der ihm eingebaut wurde; er wird es nicht immer lassen können, sich die Güter im Kurzschluß zu verschaffen, die seinem Stand sonst unerreichbar sind: Zeit, Glück und Lust. Er wird leiden. Denn die Ehrlichkeit, die Kardinaltugend seiner Kreise, wird ihm den Diebstahl- und Ersatzcharakter seiner Ausschweifungen deutlich und widerwärtig machen; der Schwachsinn, den er geerbt hat, wird nicht zugeben, daß er sie leicht nehme. Er wird dastehen als ein Abgefallener im Angesicht seines Gottes, den er sich aufgebaut hat, um zu leben, um in seinem Schatten erst recht gedemütigt zu leben. Das ist die strenge Schule des unglücklichen Bewußtseins, die nur der Kleinbürgerstand zu bieten hat und in der unser junger Mann zum Protestant werden wird, wo nicht der Konfession, so doch der Gefühlsgewohnheit nach. Hier wird jene besondere Unruhe erzeugt, die sich später in Energie umsetzt, wie wir sie brauchen.

Ich will nicht sagen, daß wir unsren Kandidaten nicht auch anders bilden wollen. Blicken wir uns nach einem Stipendium um und stecken wir ihn ins Gymnasium. Es ist wahrscheinlich, daß er es beendigt, aber unwesentlich. Hauptsache: er saugt an der Sphäre von Besitz und Bildung, die seinen Konflikt fixiert, seinen Rückzug in entspanntere Gegenden unmöglich macht. Denn für ihn wird die höhere Schule nicht dasselbe sein wie für viele seiner Kameraden (diejenigen, die ihn beeindrucken): eine lässig abzusitzende Wartefrist zu einer ohnehin gesicherten Zukunft. Er wird seine Kraft dazu brauchen, sich zu vergleichen, und je mehr er es tut, desto stärker seine Unvergleichbarkeit empfinden. Er wird sich überreden, daß der Druck, unter dem er gelebt hat, diese Doppelfratze aus Mief und Überspannung, ihn verwöhnt habe, daß die wohlgeratene Figur, die seine Mitschüler machen, uninteressant sei. Natürlich wird er jetzt zu schreiben beginnen, und es wird sich alles um ihn drehen. Er wird seine Innerlichkeit, den einzigen Bereich, über den er zu gebieten glaubt, poetisch verschönern und mit Tagträumen polstern; das ist unvermeidlich, aber bei seinesgleichen nicht von Dauer. Ich kenne ihn: seine Haut wird schrecklich empfindlich bleiben; die Traumpolsterung wird die Schläge nicht töten, die er sich zuzieht, wie er sich auch bewege. Er wird von seinen Kameraden im Sportwagen überholt werden; er wird ausgeschlossen bleiben von Informationen; die Leute, auf die es ankommt, werden über ihn hinwegsehen, kaum hat er den Mund geöffnet. Die Rechnung, die er mit der Realität zu begleichen hat, wird ins Ungemessene anwachsen.

Nun mußt du ihn einige Jahre schmoren lassen, Jahre, in denen ihm sein Abgangszeugnis nichts nützt, in denen er wider seine Hand lebt, seine Chancen verdirbt und